

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Freiherr vom Stein und der deutsche Staat**

**Schnabel, Franz**

**Karlsruhe, 1931**

[Rede]

[urn:nbn:de:bsz:31-139718](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-139718)

Wir sind zusammengekommen, um des Tages zu gedenken, an welchem vor sechzig Jahren unser deutsches Volk nach langen Jahrhunderten der Zerrissenheit sich das einige Reich geschaffen hat. Rückwärts wendet sich heute unser geistiges Auge und gedenkt jener Stunde im Königsschlosse zu Versailles, in der sich der Lauf der deutschen Geschichte noch einmal zu runden schien und die darum so voll war der Hoffnung und großer Erwartung. Mitten in den furchtbaren geistigen und wirtschaftlichen Nöten unserer eigenen Tage wollen wir uns erheben im Gedanken an die lebendigen Kräfte unseres Volkstums; in den schweren und unlösbar scheinenden Aufgaben der Gegenwart stärkt sich in uns das Gefühl der Schicksalsverbundenheit mit all den Männern, die in trüber und dunkler Zeit die Begründung des Reiches vorbereitet haben durch Werke des Gedankens und Werke der Tat. Da sind die Dichter und Denker, die alten Burschschafter und die Helden der Freiheitskriege: sie alle haben den Glauben an Deutschland in sich getragen, sie haben für ihn gekämpft und gelitten und im Kerker geschmachtet, und viele sind noch draußen vor den Toren gestorben, die Bismarck erst geöffnet hat für die Einigung Deutschlands. Am Eingang dieser Reihe steht der Freiherr vom Stein als der erste Anreger und Verkünder, an ihrem Ausgange steht Bismarck als ihr Vollender: im Jahre 1831, vor hundert Jahren, ist der Freiherr vom Stein gestorben, im Jahre 1871, vor sechzig Jahren, ist das Reich, das er als erster in noch nebelhaften Umrissen gesehen hat, von Bismarck verwirklicht worden. Dazwischen liegt ein ganzes Zeitalter von gerade vierzig Jahren — eine Generation, die gekämpft und gehofft hat und die selbst nicht zur Gestaltung der Dinge gelangt ist. So ist die Geschichte unserer nationalen Einigung und unseres staatlichen Werdens lebendig verkörpert in diesen beiden Gestalten, dem Freiherrn vom Stein und Bismarck. Es ist Anbeginn und Verwirklichung — hier der Aufschwung der Idee, und dort die Tat, die mit der rauhen Welt der Wirklichkeit rechnen mußte und hart und illusionslos mit ihr gerechnet hat.

Wie erstaunlich gegensätzlich und doch beide deutsch in ihrem innersten Wesen sind diese zwei Männer, die weit über alle Vorkämpfer unserer nationalen Einheitsbewegung emporragen und unserer Geschichte Ziel und Richtung gegeben haben! Beide wurzelten sie im deutschen Lande und im deutschen Volke. Aber Bismarck kam aus dem Osten, er war vom Stamme der alten Sachsen, von dem Boden der deutschen Kolonisation; das Haus seiner Väter stand an der Elbe, jenem alten Grenzfluß der germanischen Welt, wo die Kämpfe gegen die Slawen Jahrhunderte hindurch geführt wurden und der kriegerische Adel nur im Verbande eines Territoriums, als Landadel sich behaupten konnte. Der Freiherr vom Stein kam aus dem Westen Deutschlands, er war vom Stamme der Franken, der ehemals die germanische Welt weit über Westeuropa gebreitet hatte; seine Heimat war das älteste Deutschland, die Güter seines Hauses lagen „in des Rheins gesegneten Gebreiten“, wo einst die großen Kaiser des Mittelalters die Macht des Reiches gesammelt hatten — die „maxima vis regni“, wie Otto von Freysing, der Geschichtsschreiber der Staufer, sagt — und wo die alte deutsche Kultur des Rittertums und des Städtewesens erblüht war. Hier war die Landesherrschaft immer nur gewaltsam errichtet und oft nur widerwillig hingenommen worden, hier blieb reichsstädtische Überlieferung immer lebendig, und als Reichsritter, der keinem Fürsten untertänig, hat sich der Freiherr vom Stein immer gefühlt: der Gedanke an Kaiser und Reich war ihm durch Herkunft und Überlieferung eingeboren, das Selbstgefühl des auf eigener Scholle sitzenden Edelmannes war ihm eigen. Wenn in Bismarck der „Quitzwotz“ seiner Vorfahren lebendig war — also daß er den Staatsdienst verließ, um sein eigener Herr zu sein — und wenn er bei aller weltmännischen Art des geborenen Diplomaten dennoch als „Junker“ den Hohenzollern gegenübertrat, niemals als Beamter sich fühlen wollte, so lebte doch in ihm das preußische Staatsbewußtsein, ein Glaube an den Sonderstaat, dessen Geschäfte zu führen ihn das Schicksal berief.

Beide waren Edelleute aus begütertem Hause. Das Geschlecht derer vom Stein besaß zwei Dörfer, es besaß Huben und Felder und Wiesen, Gärten und Weinberge und Höfe, es bezog Zehnten und Abgaben. Die Güter waren Streubesitz, meist von Pächtern bewirtschaftet; das Rentamt führte die Verwaltung und die Verrech-

nung der Einkünfte. Wie anders war zur gleichen Zeit die Lage des ostelbischen Adels, der seine wohlarrondierten Rittergüter in Eigenwirtschaft besaß und nur eine Masse recht- und besitzloser Fronbauern sich gegenüber sah. Die Bewirtschaftung der Güter stellte also ganz verschiedene Anforderungen im ostelbischen und im westlichen Deutschland; ganz anders hat Stein an der Universität Göttingen die Wissenschaft von Verwaltung und Staat sich angeeignet als ein Menschenalter später Bismarck, da er an der gleichen Universität inskribiert war. Während Bismarck sich immer ungeeignet gefühlt hat für Leben und Arbeit des Beamten und daher in Göttingen den Fechtboden und die Kneipe und den Umgang mit Menschen den Hörsälen vorzog und auch nachher den Bücher- und Aktenstaub fürchtete, ja den Staatsdienst frühe verließ, um „die Feder mit dem Pfluge zu vertauschen“, hat Stein sieben volle Semester in Göttingen das Staatsrecht des alten Reiches und die modernen politischen Lehren studiert und ist in den Dienst des preussischen Staates gerade in dem Lebensalter eingetreten, wo Bismarck „auch den letzten Anlauf auf eine Ministerstelle“ aufgab, als er die Vorbereitungszeit zum Assessor abbrach und Landwirt wurde. Die Verwaltungsarbeit war einem Manne, der so sehr wie der Freiherr vom Stein in dem alten Deutschen Reiche des 18. Jahrhunderts wurzelte, geläufig, der Streubesitz der Familie verlangte vom Grundherrn Aufsicht über eine Verwaltung und nicht wie beim ostelbischen Rittergut über eine Landwirtschaft, das Staatsrecht des Reiches war für den Ritter wissenswert und ehrwürdig wie das Reich selbst.

Nach Beendigung der Studien begab sich der junge Stein auf die Kavalierreise; sie führte den Sohn des reichsritterlichen Geschlechtes nicht etwa, wie bei reichen Familien sonst wohl üblich war, durch West- und Südeuropa, sondern er besuchte die drei wichtigsten Städte des alten Reiches, Wetzlar, Regensburg und Wien, um das Reichskammergericht, den Reichstag und den Reichshofrat zu studieren. Nach einigem Schwanken, ob er in Reichsdienste oder wenigstens in die Dienste Österreichs treten solle, wie dies der Tradition reichsritterlicher Familien entsprach, entschied er sich für Preußen. Er hat später betont, daß er in Friedrich dem Großen den Schöpfer des „Fürstenbundes“ verehrte, der die alte Reichsverfassung gegen die revolutionären Anschläge Kaiser Josephs II. verteidigte; die Anhänglichkeit an das alte Reich und der eingeborene,

konservative Rechtssinn führten den Sohn des Reichsadels damals in die Dienste Preußens, in dessen Zusammenarbeit mit Österreich er sein ganzes Leben hindurch das Heil der deutschen Nation und die Überwindung der deutschen Kleinstaaterei gesehen hat. So wurde der Freiherr vom Stein preußischer Beamter, ist aufgestiegen, wurde Präsident, Oberpräsident, Minister, und bei aller Abneigung gegen manche Begleiterscheinungen des Beamtendaseins — gegen die Unfreiheit, gegen den Dienstmechanismus — hat Stein doch gezeigt und durch sein eigenes Leben bewiesen, daß die Beamtenlaufbahn im Dienste des Sonderstaates den Menschen nicht von den großen Fragen der Nation abzuziehen brauchte.

Der Weg über die Beamtenlaufbahn war der einzige Weg, der in der alten Zeit zu leitender Stellung in der Politik emporführte. Dieser Weg ist Bismarck, da er keinen Assessor hatte, verschlossen geblieben. Nur als Parlamentarier und nur durch die ungewöhnlichen Zeiten der Revolution ist Bismarck an die Leitung des Staates und in das Ministeramt gelangt. Aber auch der Freiherr vom Stein wäre zu seiner weltgeschichtlichen Leistung niemals gekommen, wenn ihn nicht wider Anlage und Willen die französische Revolution und ihre Auswirkungen in Deutschland aus seiner Arbeit herausgerissen hätten. Als in Frankreich durch die große Umwälzung Staat und Gesellschaft um eine Stufe höher genoben wurden, da war auch für Preußen und Deutschland der Umbau der ganzen überlieferten Ordnung nötig geworden. Königtum und Adel wehrten sich dagegen, der Freiherr vom Stein erkannte das Gebot der Stunde. So kam es zum Konflikt zwischen dem König und dem Minister, und in diesem Streite hat der Freiherr vom Stein gesiegt. Er wurde entlassen; aber schon nach wenigen Monaten mußte der König ihn wieder zurückrufen und den Neubau des Staates völlig in seine Hände geben. So gelangte der nationale Gedanke gegen den König zum Durchbruch, so wurden König und Staat in die Dienste der nationalen Idee und der nationalen Revolution gezwungen. Bismarck dagegen hat umgekehrt die nationale Bewegung in die Dienste der preußischen Macht gestellt. Die Gewalt der Krone stand ihm über allem. So hat er das Reich gebaut, die Reichsverfassung konstruiert: sein Denken war staatlich, politisch.

Wie anders der Freiherr vom Stein! Nicht der Staat, sondern Volkstum und Nation waren die beherrschenden Gedanken seines

Lebens — und darüber Europa und die Menschheit, die verloren waren, wenn nicht auch das deutsche Volk sich entfalten durfte und mit seiner Art die werdende Menschheitskultur formen konnte! Den Staat zu schaffen aus dem ureigensten Geiste des deutschen Volkes: dies ist der große Gedanke, den der Freiherr vom Stein der deutschen Geschichte überliefert hat — der Gedanke, der bis heute nicht restlos verwirklicht ist und um dessentwillen Stein auch heute noch zu den lebendigen geistigen Kräften unseres deutschen Daseins gehört. Wir feiern nicht einen Toten, wir sprechen nicht von Abgeschiedenem und Verstorbenem, sondern von einer Kraft, die voll der höchsten gegenwärtigen Bedeutung ist.

Denn was heißt: aus dem ureigensten Geiste des deutschen Volkes? Es heißt, daß man zunächst und vor allem den Sinn und Geist der deutschen Geschichte kennt. Daß also Politik nicht gemacht werden kann im leeren Raume, nicht aus irgendeiner naturwissenschaftlichen oder soziologischen Theorie heraus, wie das heute zur Mode geworden ist. Was Bismarck ebenso sehr wie dem Freiherrn vom Stein eigen gewesen ist, war die tiefe Überzeugung, daß die Vorbedingung erfolgreichen staatsmännischen Wirkens ist, die Kräfte zu kennen, mit denen man es in der Politik zu tun hat. Politik und Historie gehören aufs engste zusammen. Der Staatsmann darf sich nicht wie irgendein tendenziöser Geschichtsschreiber von der Leidenschaft zu falschen Urteilen fortreiben lassen. Zuerst muß er die Kräfte des staatlichen Lebens ganz ruhig und leidenschaftslos aus ihren besonderen Voraussetzungen heraus studieren; und erst wenn er sie in ihrem Wesen, ihrer Stärke, ihrer Richtung klar erkannt hat, kann er seine Entschlüsse fassen und den *animus politicus* walten lassen. Geschichtlicher Sinn in dieser wahren und echten Weise ist nur wenigen Menschen eigen. Er ist unbewußt geübt worden von den großen Staatsmännern seit der Renaissance, von Macchiavelli so gut wie von Richelieu. Aber er ist zu einer bewußten Haltung des Geistes erst durch das 19. Jahrhundert geworden; daß er Voraussetzung eines erfolgreichen und dauernden politischen Handelns ist, hat zuerst und in vorbildlicher Weise der Freiherr vom Stein gezeigt. Er hat die Geschichte des alten Deutschen Reiches und der deutschen Verfassung wie kein anderer gekannt, er hatte ein feines Gefühl für die innere Einheit alles altertümlichen Lebens — daß also alle Zweige des nationalen

Daseins aus gemeinsamer Wurzel erwachsen sind, aus dem Geiste des Volkes. Und dieser Volksgeist war ihm nichts Mystisches und auch nichts rassenhaft Gebundenes, sondern ein Ergebnis der Kultur-entwicklung, vom Volke mit Mühen und Kämpfen und durch die Kraft des Geistes erworben.

So hat der Freiherr vom Stein das deutsche Volk die Ehrfurcht vor der geschichtlichen Kontinuität gelehrt. Bei all seinen kühnen und durchgreifenden Gedanken politischer Umgestaltung war er doch im besten Sinne des Wortes eine erhaltende Natur. Das Geschichtliche und Überlieferte war ihm ehrwürdig, und er strebte es zu bewahren, solange es noch einen Keim eigener Lebenskraft besaß. Dieses Geschichtliche und Überlieferte zu kennen ist eine Sache des Wissens und des Studiums. Aber der Staatsmann oder der Politiker braucht darum doch noch kein Gelehrter zu sein und soll es nicht sein. Zum Einblick in die Kräfte des Volkslebens ist weder ein so großes noch ein so vielseitiges Wissen nötig, wie es die Theoretiker besitzen, die abstrakte Lehren für Staat und Gesellschaft aufstellen und sie dann wissenschaftlich unterbauen. An Wissen, an Bildung, an Vielseitigkeit der Ideen hat es jenem Zeitalter überhaupt nicht gefehlt, sowenig wie dem unsrigen. Vielmehr entscheidet, wie Stein immer wieder betonte, in allen großen Situationen des Lebens und der Politik Charakter mehr als Geist und Wissen. Denn man kann wohl Anderer Geist und Wissen benutzen, aber den Charakter eines Anderen kann man sich nicht aneignen. Und hierin ist der Freiherr vom Stein ein großes Vorbild unseres nationalen Lebens. Das soll gewiß nicht heißen, daß Verstand und Kenntnisse entbehrlich seien; auch der Freiherr vom Stein hat unermüdlich an sich gearbeitet, er besaß die ursprüngliche Gabe klarer Erfassung der Dinge, er war ein kenntnisreicher, doch kein vielgewandter Mann. Aber er besaß, was so selten ist, den Ernst und die Energie des Wollens. Ihm fehlten auch die schroffen und herben Züge nicht, die im Leben nicht zu entbehren sind. Er konnte noch Nein sagen, er verschanzte sich nicht hinter fremden Verantwortlichkeiten. Dies war undiplomatisch, aber es gibt Lagen, in denen Vorsicht und Klugheit nicht ausreichen und der sittliche Ernst entscheidet. Auch streng bis zur Härte, herrisch und leidenschaftlich konnte er sein; nur bezog sich all sein Tun und Wollen nicht auf Selbstsucht und Herrschbegier, sondern dahinter stand ein tiefer sittlicher Ernst.

Ehrfurcht vor den erwachsenen lebendigen Kräften und Ethos im Hinblick auf Gegenwart und Zukunft — dies waren die beiden Antriebe, die im Freiherrn vom Stein lebendig waren und durch die er auch heute noch das hohe Bild eines echten und deutschen Staatsmannes darstellt. Daß diese Gesinnung auch im ganzen Volke gepflanzt werde, war ihm die Voraussetzung und Grundbedingung alles staatlichen Wirkens. Was ihm vorschwebte, war also der Gedanke der Erziehung zu einem wahren und natürlichen Gemeinschaftsleben, und das Mittel dazu sah er in der Selbstverwaltung: der Gedanke der Selbstverwaltung ist der große schöpferische Gedanke, der dem Freiherrn vom Stein verdankt wird und den er in die deutsche Geschichte getragen hat. Wie Sie alle wissen, ist es ihm nicht vergönnt gewesen, diese Idee restlos in die Wirklichkeit überzuführen. Er war nur ein Jahr lang Minister, die Opposition der bisher Herrschenden war erbittert und verband sich mit der Feindschaft Napoleons, so daß Stein von seinem Posten weichen mußte. So kam die Landgemeindeordnung nicht zustande, und die Selbstverwaltung in Kreisen und Provinzen blieb gleichfalls unvollständig. Aber die Städteordnung von 1808 ist dasjenige Gesetz Steins, durch das der Selbstverwaltung ein erstes Feld der Betätigung eröffnet wurde: der Freiherr vom Stein ist der Schöpfer der preussischen und der deutschen Städtefreiheit.

Es ist eine tragische Fügung des Schicksals, daß wir das Andenken des Urhebers von Selbstverwaltung und Städtefreiheit gerade in einem Augenblicke feiern, da diese Grundlage des deutschen Rechtsstaates der schwersten Belastungsprobe ausgesetzt ist, die sie jemals seit ihrer Einführung hat aushalten müssen. Wir erleben ja gegenwärtig die erschütternde Krisis des Selbstverwaltungsgedankens, wir sehen, wie die Gemeinden unter den Lasten zusammenbrechen, die ihnen aufgebürdet worden sind, und wie man von dieser unverschuldeten Lage aus zurückgreift auf manche Vorgänge der jüngsten Vergangenheit und der Selbstverwaltung vorwirft, daß sie in einem Jahrzehnt, das nach einem verlorenen Kriege zur Selbstbeschränkung hätte Veranlassung geben sollen, es an Selbstzucht habe fehlen lassen. Man wird das Eingreifen der staatlichen Aufsichtsbehörde, das ehemals kaum jemals notwendig wurde und gegenwärtig fast zur Regel geworden ist, ganz sicherlich nicht zu schwer nehmen, da es sich offenkundig um einen besonderen Ausnahmezustand handelt. Aber

es ist unter solchen Umständen doch von doppelter Bedeutung, heute wieder daran zu erinnern, aus welchen geistigen und geschichtlichen Zusammenhängen der große Gedanke der kommunalen Freiheit geboren worden ist.

Als der preußische Staat im Jahre 1806 zusammenbrach, da wurde naturgemäß die Schuldfrage erörtert; man sprach von unfähigen Staatsmännern und Generalen, auch von einer falschen Organisation der obersten Staatsbehörden, daß es nämlich keinen Ministerrat gab und die Minister nur durch das Geheimekabinet mit dem König verkehren konnten. Dies war auch die Meinung Steins. Als er die Organisation ändern wollte, kam er in Konflikt mit dem Könige und wurde entlassen. Aber in der Einsamkeit des väterlichen Schlosses, in das er sich zurückzog, bohrten seine Gedanken tiefer. So ist die Nassauer Denkschrift entstanden als eines der folgenreichsten und gewaltigsten Dokumente unserer nationalen Geschichte. Stein sah, daß die Schuld am Zusammenbruch nicht an einzelnen Persönlichkeiten lag und auch nicht in Fehlern der Organisation, sondern im System und im Geiste des alten Staates selbst. Es war der Absolutismus, der für Alle dachte und handelte, Alles durch Beamte ausführte und sich gegenüber nur eine Masse von rechtlosen und teilnahmslosen Untertanen sah. Nun proklamierte Stein die Erweckung und Befreiung aller schaffenden Kräfte. Es war eine neue Bewertung des Menschen: nicht als Mittel und Objekt bürokratischer Regierungskunst soll der Mensch gelten, sondern das Wachstum der menschlichen Kraft ist Selbstzweck, ist ein hoher Zweck des Daseins überhaupt. Das hieß zuerst und vor allem: **Mensch, hilf dir selbst** — verlaß dich nicht auf die Fürsorge des Staates! Denn was dir geschenkt wird, ist nur halb dein Eigen, das ist nicht eingegangen in dein Wesen, das wird von dir nur mechanisch betrieben und beachtet. Wenn aber der Staat den Menschen auf sich selbst verweist, alsdann darf er ihn auch nicht stärker einengen, als es unbedingt nötig ist zum menschlichen Zusammenleben. Mit berühmten Worten hat Stein dies ausgesprochen in der Einleitung zum Oktoberedikt von 1807: da der Staat sich außer Lage sieht, jedem Einzelnen Hilfe zu verschaffen, hält er es für ein Gebot der Gerechtigkeit, alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig ist. Also schritt der Staat zum Abbau aller alten

Bindungen, die nicht durch das Wesen des menschlichen Gemeinschaftslebens notwendig geboten sind. Die Bindungen des Feudalismus wie der absolutistischen Regierung mußten fallen, Leibeigenschaft und Zünfte ebenso wie die obrigkeitliche Reglementierung.

Es war an sich eine großartige Ethik, daß der Mensch sich auf sich selber stellen solle und nicht auf die Hilfe des Staates vertrauen möge. Aber der neue Gedanke barg in sich die Gefahr, daß der Arme noch ärmer, der Reiche noch reicher werde. Es ist die ewige Antinomie zwischen Freiheit und Schutz — bis auf den heutigen Tag. Und es ist erstaunlich, daß der Freiherr vom Stein das Problem gleich damals erkannte. Er gab die Freiheit des Bodens, des Eigentums, der Person, aber er hat daneben einschränkende Bestimmungen über den Bauernschutz gesetzt. Zum natürlichen Aufbau der Gesellschaft war nach seiner Überzeugung ein gesicherter mittlerer Bauernstand ebenso notwendig wie ein gereinigter und selbständiger Adel, beide aber verloren ihre Grundlage, wenn der Boden zur Ware wurde. So wurde die Freiheit des Bauern beschränkt, in seinem eigenen Interesse wie in dem der Allgemeinheit.

Und weiter lag nahe der Einwand: freie Konkurrenz führt oft zum Siege der Brutalität und der Hemmungslosigkeit, eine Kultur höheren Stiles und ein vollendeter Staat sind aber nicht möglich, wenn es nicht Menschen gibt, die in irgendeiner Weise dem gemeinen Existenzkampf entrückt sind, weil sonst die Aufgaben der Gesamtheit zum Gegenstande der Gewinnsucht gemacht werden. Auch dies ist ein bis heute nur immer schärfer und brennender gewordenes Problem. Der Freiherr vom Stein konnte noch glauben, es einfach lösen zu können, indem er dem Adel den gebundenen Bodenbesitz gewährleistete. Im übrigen aber galten von nun an die neuen Grundsätze von der Befreiung der Person und des Bodens, des Eigentums und der Arbeit: nicht Geburt und Klasse, sondern die Leistung wurde das gestaltende Prinzip der neuen Gesellschaft. Nur so konnte es möglich sein, die schlummernden Kräfte zu wecken. Es sind die allgemeinen Gedanken der Zeit, ein hoher Glaube an Menschenrechte und Menschenwürde, die hinter dem Lebenswerke des Freiherrn vom Stein stehen; und es ist die Überzeugung, daß nur die freie Arbeit produktiv sei, daß nur so die Arbeit intensiver werden könne, nur so ein gerechter Ausgleich geschehe, indem Allen, die guten Willens sind, die Bahn frei gemacht werde. Damals waltete das

politische Motiv, den gesunkenen Staat hochzubringen: man brauchte Geld. Aber für Stein war dies nicht der einzige und nicht der stärkste Antrieb. Es sollte vielmehr, wie er selbst es einmal ausgedrückt hat, „ein kräftiges, mutiges, sittliches, geistvolles Volk, nicht allein ein kunstreiches, gewerbefleißiges gebildet werden“. Hier lebte das große Kulturideal, die Menschen emporzuführen zu einem freien und doch beherrschten Leben. Es war allen Denkern der Zeit eigen, es ist das Persönlichkeitsideal der deutschen Philosophie. Aber Stein hat es tiefer und lebendiger erfaßt als die abstrakten und einseitigen Denker. Er hat es auf das ganze Volk übertragen und zur Grundlage der staatlichen Willensbildung gemacht. Niemand hat diesen Geist der Reformzeit feiner und großartiger ausgesprochen als Gneisenau, der in der Folge der einzige ebenbürtige Gegner Napoleons geworden ist: „Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation, unentwickelt und unbenutzt. In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen.“

Aber mit der Erweckung der individuellen Kräfte war es nicht getan; sie mußten auch auf die Gesamtheit und ihre Aufgaben gelenkt werden. Es galt also das Doppelte: jede einzelne Kraft im Volke zu führen zur Selbstentfaltung und Freiwilligkeit und doch zugleich eine starke nationale Einheit über allem Sonderleben zu schaffen. Es galt, die Macht des Staates zu stärken, indem man das Ethos in ihn aufnahm, die Hingabe an den Staat und an die Gemeinschaft zur sittlichen Pflicht machte. Dies hatte es bisher nicht gegeben. Der alte Staat hatte nur Gehorsam und Steuerleistung gewollt. Eine Anteilnahme und Hingabe war ihm lästig, war unerwünscht. Es ist die große Versuchung für alle Regierenden, daß die, welche mit unerbetenen Anregungen und Vorschlägen kommen, oder die, welche großen Eifer und Hingabe zeigen, lästig sind. Und doch braucht ein lebendiges Gemeinwesen solche Menschen. In diesem Sinne ist der Aufbau der Selbstverwaltung durch den Freiherrn vom Stein erdacht worden; die Menschen sollten zu den Zwecken der Gesamtheit hingeführt, an ihre Erfüllung in kleinem Kreise gewöhnt werden. Es entstand der Stufenbau von unten nach oben; die bescheidene Arbeit an den kleinen Aufgaben in der Gemeinde sollte gewöhnen an die größeren Aufgaben in den Kreisen, dann in den Provinzen, dann im ganzen, einheitlichen Staate. Die Wahl der Vertreter sollte die Men-

schen veranlassen, sich mit den Dingen zu beschäftigen, die außerhalb des eigenen Hauses und der eigenen Werkstatt liegen. Der Geist der Verantwortlichkeit werde, so hoffte Stein, sich stärken, die Menschen werden sich gewöhnen, nicht auf Staat und Beamtentum sich zu verlassen. Die Ehrenämter können nicht abgelehnt werden, also dem Volke wird nicht erlaubt, sondern befohlen, sich selbst zu regieren. Viele Kosten konnten auf solche Weise gespart werden, aber dies war nicht das Wesentliche. Vielmehr sagt Stein: „Weit wichtiger ist die Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinnes, die Benutzung der schlafenden oder falsch geleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geiste der Nation und dem Geiste der Behörden.“ Deshalb sollten Leute aus der Praxis herangezogen werden, damit der Formenkram und der Dienstmechanismus schwinde. Harte Worte über die Beamten und ihren „Mietlingsgeist“ fallen bei dieser Gelegenheit. Die Erziehung zur Teilnahme an gemeinsamen Aufgaben stand über allem, denn Stein hatte die Bedeutung der moralischen Kräfte im Leben der Völker erfaßt.

Woher hat Stein diese Stellung zu den Fragen des Staates und des Volkes gewonnen? Er hat viel gelesen, und die Literatur der Zeit bot Anregungen dieser Art genug. Aber dieser Einfluß ist bei ihm doch nur von geringer Bedeutung: seine Ansichten waren erlebt und erkämpft. Der Reichsritter war in der alten Zeit der einzige Deutsche, der eine Stellung zwischen Fürst und Untertan einnahm; dies aber war wichtig in einer Zeit, da es zahllose Höfe in Deutschland gab. Stein kannte die korporative Vertretung von Jugend auf aus dem Leben in den Ritterkantonen des alten Reiches, ihm war das patriarchalische Zusammensein mit dem Volke vertraut, er wußte, daß eine gesunde Gesellschaft beruhen muß auf einer natürlichen Gliederung der Stände und auf lebendiger Anteilnahme der einzelnen an dem Leben ihrer Gemeinschaft. Dies alles waren Reste einer längst vergangenen, großen und echten Rechtskultur, aber Stein hatte diese Überlieferung noch in seiner eigenen Kindheit und Jugend miterlebt und knüpfte unmittelbar an sie an. Er hatte auch das korporative Leben der alten Universitäten in seiner Göttinger Zeit noch kennen gelernt, die akademische Selbstverwaltung in der Senatsverfassung. Vieles davon war erstarrt und unbrauchbar, aber der Freiherr vom Stein wollte das Gesunde nicht

beseitigt, sondern neu belebt wissen. Auch hier galt es für ihn, frischen Zug in die Hörsäle zu bringen, den Geist der Verantwortung zu stärken, die Gewissen der Professoren und Studenten zu straffen. Und dann hatte er seine ganze lange Beamtenlaufbahn in Westfalen zugebracht, in einem Lande, in dem der Absolutismus niemals restlos sich durchgesetzt hatte und das Friedrich der Große deshalb von allen seinen Provinzen am wenigsten geschätzt hat. Es war das Land der großen Bauern, die auf ihren Amtstagen mit den königlichen Beamten auf gleicher Stufe verhandelten, es war das Land der Ständeversammlungen, starke Reste altdeutschen Lebens waren hier in Kraft. Der Freiherr vom Stein lebte und arbeitete mit dieser Bevölkerung, baute Kanäle und Straßen an der Ruhr — in einer Landschaft, die dereinst das größte deutsche Industriegebiet werden sollte. Auch in England ist der Freiherr vom Stein gewesen, hat dort die korporative Vertretung am Werke gesehen, die Selbstverwaltung studiert, den gebundenen Bodenbesitz als die Grundlage staatlicher Größe und Macht vorgefunden. Dazu kamen die Eindrücke der französischen Revolution, wo die neuen Ideen der Rechtsgleichheit und der persönlichen Freiheit ungeahnte Kräfte im Volke entfesselt hatten und die allgemeine Wehrpflicht ein Volksheer schuf, das Europa das ungeahnte Vorbild nationaler Hingabe bot.

Es sind viele, oft sich widersprechende Antriebe, die im Freiherrn vom Stein wirkten; aber sie sind einheitlich geformt durch die geschlossene Persönlichkeit eines großen und originalen Menschen. Er hat dem Neubau des Staates und der Gesellschaft seinen eigenen persönlichen Geist eingeprägt. Statt Bürokratie sollte von nun an Selbstverwaltung gelten, statt der Privilegienordnung die Rechtsgleichheit, statt der Geburt die Leistung, statt des überlieferten Reichtums die Erweckung und Erziehung produktiver Kräfte. Und dies alles wurde doch nicht doktrinär aufgefaßt, sondern wo noch andere Gesichtspunkte wesentlich waren, da wurden Ausnahmen zugelassen. Auch die Heeresverfassung, die Scharnhorst schuf, und das Bildungswesen, das Wilhelm von Humboldt erneuerte, sind in dem gleichen Geiste gestaltet worden. Überall handelte es sich darum, die Erweckung und Erziehung der Kräfte zu erreichen, Freiheit und Disziplin in ein richtiges Verhältnis zueinander zu setzen, jede Leistung nach Gebühr zu würdigen und ihr die richtige Stellung anzuweisen, den Charakter der Menschen zu stählen. Und

immer war der Zweck ein doppelter — die Befreiung von der Fremdherrschaft vorzubereiten, aber auch die neue Ordnung um ihrer selbst willen zu schaffen, weil sie eine höhere Stufe der Gesittung darstellte als der alte Staat.

Groß waren die Widerstände der Betroffenen, der Berechtigten, der Bequemen, denen Opfer zugemutet wurden. Da war der Adel, der sich gegen die Auflösung der patriarchalischen Ordnung, gegen die Mobilisierung des Bodens, gegen die Rechtsgleichheit wandte. Da waren die Offiziere, die ihre alten Regimenter und Fahnen, die Junkerstellen und Paradeübungen verschwinden sahen; da waren die abgebauten Beamten. Sie alle waren rasch mit dem Vorwurf und nannten den Freiherrn vom Stein einen „Jakobiner“. Eine Unsumme von Haß und Feindseligkeit sammelte sich gegen den verantwortlichen Minister und vereinigte sich mit der Opposition gegen seine auswärtige Politik. Denn der preußische Staat war niedergeworfen, ausgesaugt, wervoller Provinzen beraubt, mit schweren Kontributionen belastet. Auch Stein wollte die Lösung der Verträge, die Befreiung vom fremden Joche. Aber zuerst mußte man Zeit gewinnen, man mußte suchen, wieder stark zu werden, man mußte den Weg der Verständigung, der Verhandlungen beschreiten, um zunächst die Räumung des Landes von fremder Besatzung zu erhalten. Es war ein mühsamer Weg durch viele Enttäuschungen und Rückschläge, und die Gegner sagten: „Von vornherein ein aussichtsloses Bemühen.“ Stein versuchte es. Es war eine doppelte Aufgabe zu erfüllen — einerseits Napoleon zu einer Reduktion seiner Forderungen zu bewegen, anderseits das Geld flüssig zu machen, um den Franzosen einigermaßen zu genügen. Durch Nachgiebigkeit in Nebenfragen erreichte Stein zunächst, daß der Feind das rechte Weichselufer räumte und so die Residenz nach Königsberg verlegt werden konnte. Dann begannen die langwierigen Verhandlungen über die Höhe der Kontributionen. Stein begab sich von Königsberg, wo immer noch der Sitz von Hof und Regierung war, nach Berlin zur Konferenz mit dem napoleonischen Beamten: der leitende Minister Preußens kam in die Hauptstadt des Landes wie ein Gesandter in eine fremde Stadt. Immer neue Summen mußten beschafft werden. Die Kaufleute der großen Städte gaben Anleihen, der Verkauf von Domänen wurde eingeleitet. Da kam die Nachricht von der Erhebung der Spanier. Die aufopfernde Hin-

gabe eines ganzen Volkes, das beseelt war von religiösem und vaterländischem Geiste, war für Napoleon eine Überraschung. Die Welt horchte auf: es gab also doch noch einen anderen Weg. So entstand in Stein der Gedanke der nationalen Revolution. Er trat mit Österreich in Beziehung; auch dort stand an der Spitze des Staates ein Fremder, ein Reichsritter, Graf Stadion. Es ist ein ewig denkwürdiger Augenblick der deutschen Geschichte, wie die beiden deutschen Großmächte, die bisher in Feindseligkeit sich verzehrt hatten, nun zusammenkamen, eine jede geführt von einem Reichsritter und jede erfüllt von dem Gedanken, durch gemeinsame Erhebung den deutschen Staat zu schaffen. Da wurde Napoleon im letzten Augenblick aufmerksam, ein aufgefangener Brief Steins verriet ihm die letzten Absichten, und Stein wurde von seinem Werke verdrängt.

Seither war er ein politischer Flüchtling. Er ist niemals wieder in ein Amt gelangt, und doch hat er noch eine zweite weltgeschichtliche Leistung vollbracht. Nachdem er im Jahre 1807/08 die Reform Preußens und damit Deutschlands eingeleitet, hat er im Jahre 1812 den Zaren bestimmt, den russischen Verteidigungskrieg an der Grenze Ostpreußens nicht zum Stillstand zu bringen, sondern als einen europäischen Befreiungskrieg weiterzuführen. Als Emissär des russischen Kaisers erschien Stein in Ostpreußen, er wußte, daß der preußische König niemals für den Plan zu gewinnen war, also mußte ohne oder sogar gegen den König vorgegangen werden. Der Reichsritter, ohne Amt und Dienst, wandelte revolutionäre Bahnen; sie nannten ihn gar einen Hochverräter. Aber er wollte auch jetzt nicht die Wege des sittlichen Rechtes verlassen sehen. Er wandte sich nicht an die Massen des Volkes, sondern an seine berufenen Vertreter, an die ostpreußischen Stände. Es war die gesetzliche Revolution, die er ins Werk setzte. Und als nun das Volk aufstand und der Befreiungskrieg begann, da hat Stein auch das Ziel dieses Krieges formuliert — ein nationales Reich aus dem ureigensten Geiste des deutschen Volkes zu schaffen! Dies aber hieß, daß das Reich großdeutsch sein solle, daß es alle Brüder deutscher Sprache und deutscher Nation umfassen müsse und daß es im Innern frei sein müsse, also beruhen solle auf den neuen Gedanken der Selbstverwaltung und der Volksvertretung. Niemand hat so viel für die Erneuerung des Reichsgedankens getan wie dieser einfache Ritter mit seinem mächtigen und leidenschaftlichen Willen. So er-

öffnet er die Geschichte unseres nationalstaatlichen Werdens. Er ist der erste Deutsche, der öffentlich zu schreiben wagte: „Ich kenne nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland.“ Bis dahin gab es 36 Vaterländer und mehr; niemand hat so hart wie Stein das geschichtliche Urteil gesprochen über die deutschen Fürsten, über diese „aufgeblasenen Despoten“, die sich „von Gottes Gnaden“ nennen und doch von Napoleon geschaffen sind. Sie haben die Schutzmauern beseitigt, die das alte Reich des Mittelalters für die persönliche Würde und Sicherheit des einzelnen Untertanen errichtet hatte. In den entscheidenden Wochen des ausklingenden Jahres 1812 schrieb der Ritter einem der mittelstaatlichen Staatsmänner, dem Grafen Münster: „Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge.“ Am liebsten hätte er sie alle abgesetzt, und sein Begleiter und Gehilfe Ernst Moritz Arndt erzählt uns, wie souverän und mit welcher Verachtung er mit ihnen umgesprungen ist, als sie nach der Schlacht von Leipzig im Hauptquartier von Frankfurt bei ihm um die Erhaltung ihrer Kronen bettelten.

Doch wollte Stein kein unitarisches Reich, in welchem es keine Freiheit mehr gegeben hätte. Er war bereit, die Dynastien zu opfern, aber er wollte die Vielgestaltigkeit des historisch Gewordenen im deutschen Leben bewahrt sehen. So hat er die Einheit und Mannigfaltigkeit zu vereinigen gestrebt, die Kraft im Ganzen und die freie Bewegung der einzelnen Glieder. Und dieses einige, vielgestaltige Reich konnte sich der Ritter nicht denken ohne den Kaiser, und dieser Kaiser konnte kein anderer sein als der Habsburger. Wohl lagen hier schwierige und drängende Fragen der deutschen Einheit vor. Unermüdlich hat der Freiherr vom Stein während des Krieges und auf dem Wiener Kongresse Pläne geschmiedet, wie man Preußen und Österreich vereinigen könne im gleichen Reiche. Er hat die Lösung nicht gefunden, und unser staatliches Leben ist bis heute mit diesem Problem belastet geblieben. Es ist die Tragik der deutschen Geschichte, ein ewiges Mühen zwischen Zentralismus und Föderalismus, ein Ringen um das großdeutsche Reich mitten im Herzen Europas. Auch die deutsche Republik knüpft heute in vielem wieder gerade an den Freiherrn vom Stein an. Denn wir hoffen auf die Heimkehr unserer Brüder in Österreich zum deutschen Staate und fühlen uns hierin eins mit dem großen Erwecker unserer natio-

nenalen Einheit. Wir wollen das einige Reich, aber auch das Sonderleben seiner Glieder, und wir wissen, daß wir damit den großen Gedanken der Selbstverwaltung und des organischen Aufbaues von Staat und Gesellschaft im Sinne Steins bejahen. Auch wissen wir, daß im staatlichen Leben nichts gedeihen kann ohne Hingabe und Selbstlosigkeit. Die Überwindung des Egoismus als eine christliche und eine deutsche Pflicht ist mehr denn je ein Gebot der Stunde in unserer heutigen Not. Es mag mancher sagen, die Menschen seien nun einmal menschlich, und alles andere sei Phantasie und Schwärmerei. Aber jene Generation, der Stein zugehörte, war sich bewußt, daß der nüchterne Egoismus allein gar nichts erreicht, daß aber der Glaube Berge versetzen kann. Als Gneisenau den Plan zum Freiheitskriege, zur allgemeinen Volksbewaffnung entwarf, da zweifelte der schwunglose König und schrieb an den Rand von Gneisenaus Schriftstück: „Als Poesie gut!“ Der General aber wagte zu erwidern, und es ist niemals ein ähnliches Wort von einem Offizier einem preußischen Könige gesagt worden: „Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist! Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher dürfte selbst eine glänzende erwarten, wenn er statt zu fühlen berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig.“

Es ist ein reiches Erbgut, das uns durch den Freiherrn vom Stein und die preußische Reformzeit überliefert ist; es ist die sittliche Grundlage jedes echten und wahren Staatswesens. Die äußeren Bedingungen haben sich seither gewaltig gewandelt, wir werden im einzelnen uns heute anders entscheiden müssen, als es der Freiherr vom Stein und seine Mitarbeiter getan haben. Von ewiger Geltung aber sind die grundlegenden Gedanken — daß ein Staat und ein Gemeinwesen nicht dauern können ohne die sittliche Hingabe ihrer Bürger, daß diese Hingabe sich zeigen muß in der freiwilligen Mitarbeit an den Aufgaben der Gesamtheit, daß diese lebendige Teilnahme beginnen muß mit den täglichen Sorgen, welche die engste Gemeinschaft des Dorfes, der Stadt heranbringt, und aufsteigen muß bis zu den großen Schicksalsfragen von Reich und Nation. Nur so kann der Rechtsstaat bestehen, und wenn wir diesen heute sogar theoretisch bestritten sehen, so fühlen wir uns eins mit dem

Freiherrn vom Stein, wenn wir den Rechtsstaat als die Grundlage aller entwickelten Kultur bejahen. Als Letztes und Höchstes aber steht die Unversehrtheit und die Würde der Nation, die, wenn sie verletzt sind, wiederhergestellt werden müssen.

In diesem Sinne grüßen wir heute den Freiherrn vom Stein, der die deutsche Einheit nur von ferne gesehen, aber in der heißen Inbrunst seines Herzens ersehnt hat: das Jahr 1871 wäre ohne seine Vorarbeit nicht möglich gewesen, der deutsche Geist und der deutsche Staat sind ohne ihn nicht denkbar.

---

## Literatur.

Die weitere Ausführung der Gedanken dieses Vortrags findet der Leser in meiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ Band I (Freiburg 1929) S. 316 ff.; dort ist auch S. 606 ff. die übrige Literatur verzeichnet.

Eine Gedenkschrift zum 100. Todestag (28. Juni) wird von mir vorbereitet und wird im Juni erscheinen (Leipzig 1931).

Karlsruhe.

Franz Schnabel,  
o. Professor der Geschichte.

